sehen und walkete und schaltete wie zu Hause. Ungefragt musterte man die neuen Einrichtungen, steckte die Nase in jeden Winkel, in jeden Schrank, lobte hier, tadelte dort und rühmte sich laut und öffentlich, selbst vor der aufgeregten Kulsfrau, mit vieler Frechheit, daß man sich wahrlich um den Kulshof verdient gemacht und ihn völlig umgewandelt habe. Jetzt sei doch einmal Lebensart hier zu finden. Daß man nicht jetzt noch den Küchenzettel schrieb für den Mittag, war pure Gnade. Als Matthes mit Lieschen aus der Kirche kam, war das Haus schon so voll von Gästen, daß der Hausherr fast erschrak. Man ließ ihm Zeit, sich von seinem Schrecken zu erholen, denn man kümmerte sich auffallend wenig um ihn. Peter hatte das Kirmesregiment und handhabte das auch mit Hülfe seiner milchbärtigen Kameraden bis zum Ueberfluß. Matthes durfte sich der Haussorge völlig entschlagen. Auch Gudul, sein Eheweib, war nur zwischen Küche und Keller nötig, die Komplimente etc. machte Röschen, das heute in im größten Putze strahlte. Der Kulshof war zum festlichen Heerlager geworden; auf dieser Kirmes sollte ihm die Krone aufgesetzt werden. Gerade bevor man sich zu Tische setzte, langten auch noch ein paar Bauern von benachbarten Höfen an, die aber sehr überflüssig zu sein schienen und deshalb gar nicht beachtet wurden. Einer von ihnen wollte sogar Spott über sie bemerkt haben. In der Tat paßten auch die guten Leute mit ihren kurzen derben Manieren und unmodischen Kleidern in diese Gesellschaft gar so schlecht und wären besser zu Hause geblieben, was sie selbst sehr bald einsahen. Aber da waren sie einmal, also postierte sie der flotte Peter als unvermeidliche Uebel unten an den Kirmestisch. Sie ließen es sich schweigend gefallen. Die verschiedenen „Herrschaften" saßen oben, Peter neben seinem guten Freunde, dem Doktor, und führten diese beiden auch das große Wort. Kaum daß noch — um der Bauern willen — ein Tischgebet, über dessen Inhalt die Geschichte sehr zweifelhaft den Kopf schüttelt, durch krumme, schiefe oder völlig undeutliche Kreuze und augenblickliche Stille angezeigt wurde. Der Doktor soll statt des Kreuzes ein perfektes Fragezeichen vor die Brust gemacht haben. Man aß und trank, wurde lustig und guter Dinge, soff und spektakulierte endlich, daß man meinen sollte, der Kulshof stürzte übereinander. Das Gelag näher beschreiben, lieber Leser, erlaß mir, genug, es ging wirklich, wie Peter zu sagen pflegte, „verteufelt lustig" zu und wurde „heidenmäßig" gesoffen und geschrien, deutsch, französisch, lateinisch durcheinander, je nachdem man einen Gegenstand vor Bauernaugen bringen durfte oder nicht. Die Bauern unten, die während dem Gelag kein Wort hatten anbringen können, aber wohl merkten, daß man sie als höchst überflüssige Möbel gern quitt gewesen wäre, erhoben sich endlich schweigend, schlichen sich in die Küche, zündeten dort ihre Pfeifen an und rüsteten sich zur Wegfahrt. Matthes, der ein stummer Zeuge des Spektakels war und scheute, mit den Bauern anzubinden, eilte ihnen nun doch noch, um sie zur Umkehr zu nötigen. Er fühlte den Schimpf, den sie ihm antaten.

„Wir sind hier unnötig," versetzte der lange Michel vom Donnerhofe, „wir passen nicht mehr in Dein Haus, Matthes!" Und hinaus gingen sie. Matthes begleitete sie bis vor die Hecken. Keiner hatte ein Wort mehr gesprochen. Da hob der lange Michel noch mal an: „Wie oft habe ich Dich, Matthes, vor dem Hochmut Deiner Frau, vor dem Geschmeiß, daß sie Dir ins Haus geschleppt, und ihren falschen Ratschlägen gewarnt. Du hast nicht hören wollen. In Dich selbst ist der Hochmutsteufel gefahren, der Dich und Dein Haus ruiniert. Du bist jetzt ein elender, geschlagener Mann; denn das fremde Gesindel verzehrt Dir das Mark aus den Knochen, und Deine eigenen Kinder tanzen Dir auf der Nase. Du hast einen modischen Hof gebaut, aber die Bauerntugend hast Du daraus gejagt. Wir schämen uns Deiner, hättest Du Dein Weib in Respekt gehalten, hätten wir auch noch Respekt vor Dir. Wir wollen Dich nie wieder belästigen, denn Du gehörst ja dem Bauernstande nicht mehr an, bist auch kein Herr, magst Du auch Herrenkleider tragen. Du hängst zwischen Himmel und Erde, so lange es hält. Sorge, daß Du den Hals nicht brichst, wenn Du herunterfällst!" Auch der Philipp vom Heinich sprach in ähnlichem Tone. Matthes ließ sich das alles sagen, er wagte keine Widerrede. Trotz hätte er gern gehabt — geradezu Mitleid, aber dazu waren die beleidigten Bauern nicht gestimmt. „Ach, was tut man nicht um der Kinder willen!" seufzte er, und Tränen standen ihm in den Augen. „Um des Hochmutes willen!" sagte der lange Michel und ließ den armen Mann stehen. Nur der Philipp vom Heinich reichte ihm die Hand zum Abschiede.

Matthes stand noch eine Weile an der Gartenhecke und schaute den fortwandelnden Bauern nach. „Ach Gott! wäre ich noch so wie ihr," seufzte er tief auf, und der alte Hof mit seiner alten Freude stand ihm jetzt wie hingezaubert vor den Augen, und sein altes Leben klopfte an sein Herz. Ein entsetzlicher Schmerz riß ihm durch die Seele. Eine Art Sehnsucht, wie der Fremdling sie nur nach der fernen, unerreichbaren Heimat haben kann, befiel ihn mitten in seinem, allerdings fremd gewordenen Eigentume. Wie die verlorene Unschuld mit ihrem harmlosen Paradiesesglück den Sünder quält auf seinem bittern Lebenspfade, so mischte ihm das Andenken an die bessern vergangenen Zeiten Wermut um Wermut in den Lebensbecher. Ach, nach dem Walde hätte er laufen, sich in einen Fuchsbau vor seiner Kirmes verkriechen mögen, sich aushenlen wie ein unglücklicher, verlassener Knabe, fortwandern zu einem armen Tagelöhner im Dorfe und sich an dessen Kirmestisch erquicken; aber das war ihm versagt, denn noch eins zog ihn zu dem lärmenden Feste zurück, sein Lieschen, das er gern herauszuziehen hätte aus dem wüsten Strudel, um es an seinem Vaterherzen zu bergen vor weiterem Verderben. Dies Kind hing ihm allein noch am Herzen, die andern waren ihm gar zur verdienten Dornenrute geworden. Also wandte er sich zum Hofe zurück, aus dem der Festjubel ihm wie ein Geschrei der Hölle entgegenscholl. Das Gesinde sah er kaum, aber man sah ihn und bedauerte den armen Mann, man wußte sehr gut warum.

Im Saale gings hoch her. Die „Studenten" hatten eine Rundsauferei, die sie „Commers" nannten, angefangen und sangen dazu ihre wüsten Saufl ieder. Der halbbesoffene Doktor arrangierte eben den Nachtisch und rief nach dem Champagner. Man glaubt nicht, bis zu welchem Grad von Uebermut und Frivolität sich die Gäste hinreißen ließen, welche Gemeinheiten unter diesen Leuten von „Bildung" nicht aufgetischt wurden. Röschen mit ihrer Freundin schien in ihrem Elemente zu sein, obschon ich es nicht beschreiben will. Lieschen allein fühlte sich unbehaglich und schlich sich hinaus. Matthes, dem der Lärm entsetzlich zuwider war, stieg durchs Haus herum, war bald in der Küche, bald im Pferdestalle, bald auf dem Söller, bald in der Schlafkammer, als suche er ein verlorenes Glück, wo es nicht mehr zu finden. In einem alten Schranke, dem einzigen, der noch übrig geblieben war, um die Werktagskleider aufzubewahren, stöberte er herum, eigentlich ohne Ziel und Zweck und doch wie von einem unerklärlichen Instinkt geleitet. Ein altes Wams fand er noch, er holte es hervor, hob es in die Höhe, besah es neugierig wie einen alten guten Bekannten, ein schmerzliches Lächeln umzog seine Züge; dann griff er in die Taschen. Auf einmal zitterte sein Arm, seine Hände bebten, düster schaute er vor sich hin. Wollte er, mußte er, aus der Tasche seines alten Wamses langte er seinen alten Rosenkranz heraus, an dem er jahrelang seiner Familie in traulicher Abendstunde vorgebetet hatte, noch ein Erbstück von seinem alten Vater und ein stummer und doch entsetzlich beredter Zeuge frühern Glückes, Wohlstandes und entschwundener Zufriedenheit. In der Tasche des vergessenen Wamses hatte er seit Jahren geruht, denn seit lange hatte man keine rechte Zeit gefunden, mehr an Gott im Ernst zu denken. Seit der Geist des Doktors im Hause regierte, war der Geist des Rosenkranzes von dannen gezogen, denn der Hochmut ist der Mörder der Einfalt, und seine Aufklärung das Grab der Frömmigkeit. Matthes hielt den Rosenkranz in seiner zitternden Hand, und seine immer dunkler werdenden Augen hafteten auf seinen schimmeligen Körnern. Ihre waren vom Pfarrer in früheren Zeiten schon ernste und eindringliche Vorstellungen gemacht worden; seine benachbarten Standesgenossen hatten ihm schon viele bittere und einschneidende Wahrheiten gesagt, und er hatte seiner Frau, und sie hatte ihm, besonders in letzter Zeit, schon mancherlei vorgerückt; aber das war alles noch nichts gegen die Predigt, die ihm der schimmelige Rosenkranz da in seiner Hand hielt. Plötzlich, wie mit Geistergewalt, stand ihm die Vergangenheit, so weit er denken konnte, klar und deutlich vor der Seele, und drehte sich sein früheres häusliches Leben um ihn herum im Kreise. Er litt unbeschreiblich dabei, denn es rief in seiner Seele nach diesem alten, behaglichen Frieden zurück, der unwiederbringlich verloren gegangen, weil er sich an Stand und Brauch, an Gott und den Menschen versündigt hatte. Der Rosenkranz erzählte ihm von dem Geheimnisse des häuslichen Glückes, von der verborgenen Quelle des Friedens und Segens, von dem geistigen, liebevollen Bande, welches er einst um das ganze Hauswesen geschlungen, und er hatte den guten Schutzgeist vergessen und sein Werkzeug im altmodisch gewordenen Wams vergraben und verkommen lassen. Jetzt war der Rosenkranz zur verdorrten Heilwurzel geworden, die keine Kraft mehr besitzt und unfähig ist, neues Leben zu erzeugen, neu auszuschlagen, zu grünen und zu blühen. Hinten im Saale wird eine andere Litanei angestimmt. Deine Kinder, Matthes, haben sich zu einem andern Kranze geordnet und rufen fremde Götter an! Die beten Deinen Rosenkranz nicht mehr, auch Deine Frau nicht, auch das Gesinde tuts nicht mehr mit; selbst Lieschen hats in seiner Pension verlernt, denn diese Pension war ja darnach. Matthes stand da wie verdorrt, wie eingewurzelt, und schaute auf seinen Rosenkranz, der ihm dies alles und noch mehr ins Gedächtnis zurückrief. Kaum hörte er den tollen Lärm im Hause.

Güldene Brockensammlung.

Wenn Samstags morgens das Blättchen erscheint — Dann zieht sich zuerst der neugier'ge Blick — Tief unten auf die vierte Seite — Ganz in die äußerste Ecke zurück. — Erforscht, wie viele der lieben Leser — Der güldenen Brockensammlung haben gedacht — Und was sie heut Schönes und Gutes wieder — Zu liebendem Frommsinn ihr haben vermacht. — Und wenn ich dann lese von Kreuzchen und Ringen — Von Broschen und Ketten und goldener Uhr — Dann suche ich gerne unter allen den Bröckchen — Zu entdecken der Gedanken tiefere Spur — Da holt eine Witwe die goldene Kette — Aus dem Schränkchen das letzte Andenken hervor — Von ihrem einz'gen, geliebten Sohne — Den sie gleich anfangs im Krieg verlor. — Brillanten schickt dann eine blinde Dame — Sie sieht ihr Blinken und Funkeln nicht mehr — Um so heller, denkt sie, werden sie leuchten — An einer Monstranz, dem Heiland zur Ehr'. — Und ein Kreuzchen, es hat wohl der lieben Mutter — Vor Zeiten bescheiden als Schmuck gedient — Das soll nun jetzt ein Monstränzchen krönen — Darinnen der wohnt, der am Kreuze gesühnt. — Und Broschen, die einst in jüngeren Jahren — Wohl strahlten ein bischen Eitelkeit aus — Sie gibt man, wenn grau die Haare geworden — Gerne her für des lieben Heilandes Haus — So schlingt sich ein Kranz von vielen Andenken — Von Kummer, Sorge, Glück, wie auch Leid — Um all die lieben schönen Geschenke — Himmlischer Gott, lohn die Geber mit Freud!

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß ein Armband und eine Brosche. — Ungenannt von Neuß 2 Mark in Silber. — Ungenannt von Neuß drei Kettchen, eine Nadel mit Kreuzchen, Brosche und Ring.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Das St. Quirinusblatt kostet durch die Post bezogen 30 Pfennig pro Quartal.

(Autorisé par la censure de la 4te zône.)



Nr. 27. Sonntag, 6. Juli. 1919.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 6. Juli: Goar.
Montag, 7. Juli: Willibald.
Dienstag, 8. Juli: Kilian.
Mittwoch, 9. Juli: Cyrillus.
Donnerstag, 10. Juli: Amelie.
Freitag, 11. Juli: Sigisbert.
Samstag, 12. Juli: Nabor.

Sonntagslesung.

Von der Demut.

Bewahre und übe dich in der Demut. Worauf willst du denn stolz sein? Nicht wahr, auf das Gute und Schöne, das du besitzest, auf dein feines Gesicht, auf deine hübsche Gestalt, auf dein Talent, deine Geschicklichkeit, auf dein Geld, deine hohe Stellung. Aber sage mir einmal, hast du das denn alles von dir, oder ward es dir von Gott geschenkt? Du bist stolz meinetwegen auf den Titel Kommerzienrat? Aber wärst du das wohl je geworden, wenn du als Sohn eines armen Arbeiters oder Handwerkers geboren worden? Warum also bist du darauf eingebildet?

Demut ist Wahrheit und Stolz ist Selbstbetrug. Und der ist eben so groß in der Welt, daß man sich über sein wahres Innere täuscht. Was wir aus uns haben, ist viel Böses, viel Ungeordnetes, viel Unfeines und Unedles, und darauf kann man doch nicht gut stolz sein.

Der Stolz ist zudem auch dumm. Wie manch einer hatte keine Ruhe, bis er eine andere, höhere Stellung sich ergattert hatte und wo er sie hatte und nun die Bürde fühlte, da sagte er sich, was bist du doch ein dummer Kerl gewesen. Was der Stolz erreichen möchte, erreicht er in der Regel nicht, auch nicht bei den Menschen. Die schauen leicht hinter die Kulissen und lachen hinterrücks über den eitlen Gecken, und verachten den stolzen Protzen.

Mit wem steht aber der Demütige gut? Mit dem besten, den es gibt, mit Gott. Denn er liebt die Demütigen, schenkt ihnen große Gnade, läßt sie teilnehmen an seinem Frieden, erfüllt ihr Herz mit Freude und zieht sie freundlich und liebreich zu sich empor.

Und selbst in den Tagen der Trübsal wankt der Demütige nicht, denn Gott ist seine Stütze und nicht die Welt. Betrübe dich darum nicht, wenn du gering erscheinst in den Augen der Menschen, hast du doch an Gott den besten Freund.

Thomas von Kempen II. 2.

Laß das Wägen, Ueberlegen,
Wer dir Freund und wer entgegen
Aber trachte, daß der Höchste
Mit dir sei auf allen Wegen.

Fahr hinaus in die Tiefe.

Heute wird in der hl. Messe das Evangelium vom reichen Fischfang vorgelesen. Wir können uns vorstellen, daß Simon und seine Gefährten wohl erst etwas gelächelt haben, als der göttliche Heiland ihnen die Weisung gab: „Fahr hinaus in die Tiefe", d. h. auf die Höhe des Meeres. Die erfahrenen Fischer wußten, daß, wo das Meer am tiefsten ist, und auf der Oberfläche für die Fische sich wenig Nahrung findet, ein Fang, der während der ganzen Nacht in fischreichen ruhigen Stellen in der Nähe des Ufers erfolglos gewesen, sicher nicht ergiebig sein werde. Nur die Persönlichkeit des Heilandes vermag sie zu bestimmen, den Versuch zu machen: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen", sagt Simon gehorsam und vertrauensvoll.

Wie vielfach sieht man heute in der Welt auch das Gebiet des Glaubens und christlichen Lebens an als ein hohes Meer, auf dem nicht viel zu holen sei. Wie oft hört man sagen: Was habe ich vom Beten, vom Kirchengehen? Und wenn man die religiösen Uebungen auch noch so eben beibehält, weil es Familiensitte ist, so hofft und erwartet man doch vom Glaubensleben nicht viel. Man hält sich lieber am Ufer der Welt, an ihre Gewohnheiten, ihre Sitten, man fischt in ihren Freuden, in ihren Gütern, in ihren Ehren. Die hohe See, wo man einen schönen Ausblick auf den Himmel hat, ist weit, besser, man behält Boden unter den Füßen, lebt für das Diesseits und denkt, wenn es ein Jenseits gibt, wird Gott wohl ein guter Herr sein und mit uns Weltkindern nicht zu arg ins Gericht gehen.

Und doch leidet gerade am Ufer der Welt unser Lebensschifflein die größte Gefahr. Da geht die Brandung, die das Schiff zerschellen, da stehen die Felsen und Klippen, gegen die es geworfen werden kann. Da hängt an der Angelrute der Welt der dreifache Köder, Geld, Ehre und Genuß, und wie viele Menschenfische werden dadurch gefangen. Haben nicht im eben Beendeten Kriege die Völker auf diesen Köder angebissen und sich der Vernichtung überantwortet. Und heute sind trotz der bitteren Erfahrung die Menschen noch nicht klug geworden und sie meinen noch immer, im Gelde, der Ehre und dem Genuß das zu finden, was das Leben glücklich macht.

Am Ufer hatten die Apostel nach einer durcharbeiteten Nacht nichts gefangen. Auch wir werden mit dem Gondeln und Schaukeln am Ufer, d. h. zwischen Gott und der Welt nichts gewinnen für unsere Seele. Hätte Kolumbus, wie bis dahin die Schiffer, sich nur an die Ufer gehalten, er hätte nie die neue Welt entdeckt. So werden auch wir nicht die neue schöne Welt des Himmels finden, wenn wir nicht mit einem vertrauenden, gottliebenden Herzen hinausfahren auf die Höhe, wo die Luft des Glaubens weht und unserm Lebensschifflein dauernd die Fahrrichtung gibt.

Petrus fuhr also hinaus, er riß den Anker aus dem Boden, spannte die Segel und stellte das Steuer. Und wie er weiter fuhr, so hob sich sein Mut und sein Vertrauen. Wie er die Tiefe des Meeres unter sich hatte, da hatte sein Glaube an den Herrn, der ihn geheißen, auf die Höhe zu fahren, um so festeren Grund, und je höher hinauf aufs Meer, um so weniger waren die Nebel und um so schöner glänzte im Sonnenlichte der blaue Himmel.

Reißen auch wir die Ankerkette los, die uns an die Welt und an die Sünde fesselt, spannen auch wir die Segel des Gebetes auf, stellen auch wir das Steuer der Fahrt auf „excelsior, höher hinauf", dem Himmel zu. Und wir werden bald gewahr, wie schön die Fahrt ist, wie die Nebel und Dünste schwinden, wie in unserer Seele das Vertrauen zu Gott wächst und der Ausblick auf den schönen, wolkenfreien Himmel uns mit heiliger Freude erfüllt.

Friede.

Die Friedensbedingungen sind nun unterzeichnet. Mit wie schwerem Herzen das diejenigen getan, die für das Volkswohl verantwortlich sind, wissen wir. Wie viel Mühe sie sich gegeben haben, diese Bedingungen zu mildern, das haben uns ja die Zeitungen während der Verhandlungen immer wieder erzählt.

Nun fängt für das deutsche Leben ein Opferleben an, von dessen Größe wir jetzt noch keinen Begriff haben. Es ist umsonst, jetzt die Frage, wer die meiste Schuld am Kriege gewesen, zu erörtern, wir ändern damit nichts an dem, was uns jetzt betroffen hat. Die Schuld am Kriege ist eben eine Weltschuld, und wir Deutschen sind verurteilt, das meiste Sühnegeld zu zahlen, uns wird die härteste Buße auferlegt. Ob wir das alles nun nur als eine

Strafe des Himmels auffassen sollen oder nicht auch als eine Prüfung, Mahnung, in uns zu gehen und auf die Wege der Gottesfurcht, der Gerechtigkeit, der Liebe, der Religion und Sittlichkeit zurückzukehren? Eine Mahnung, wie sie einst Jonas an die Niniviten richtete, die aber auch gleich auf die Androhung hin in Sack und Asche Buße taten und so den Untergang der Stadt abwandten.

Tieftraurig stimmt es den Edeldenkenden, wenn er nach Anzeichen bußfertiger Gesinnung ausschaut, um die Hoffnung einer besseren Zukunft hegen zu können, er in dem Weltdunkel kaum einen lichten Strahl erblickt, der das Morgenrot einer höheren Auffassung des Lebens ankündigte. Oder will einer die Frage: Ist es mit der Religion, der Sittlichkeit, dem Sinn für Gerechtigkeit, der Liebe jetzt besser geworden, mit Ja beantworten?

Zerreißt das unselige Parteiwesen, dem so viel Lüge und Haß entspringt, heute weniger das Volk, als vor dem Kriege? Führen die Zeitungen, die die öffentliche Meinung machen, eine versöhnlichere Sprache? Ist das so hart getroffene Volk ernster gestimmt, oder sucht es nicht seine Freude vielfach gerade dort, wo es am tollsten zugeht und ihm das leichtfertigste in Theaterstücken, Tänzen und Kinos geboten wird? Haben die traurigen Zeiten die Menschen einfacher in ihrem Auftreten, bescheidener in ihrem Genußbedürfnis gemacht? Die Zeitungen schreiben spaltenlange Artikel: wir seien ein armes Volk, und wir sind es wirklich: Wenn aber Engländer, Franzosen, Belgier und Amerikaner durch die Fenster der Wirtschaften blicken, und sehen, was da von einfachsten Leuten an Wein getrunken, an teuren Zigarren verraucht wird, wie Konditoreien, Juweliere, ja alle Läden, die Luxuswaren feil haben, glänzende Geschäfte machen, wie, wo irgend ein Marktschreier auf öffentlichem Platze ein lustiges Vergnügen ausruft, alles dahin rennt — wie sollen die Fremden dann nicht denken: O, es muß doch noch Geld unter den Deutschen sein, sonst könnten sie es nicht so sorglos ausgeben?

Noch ein anderer Gedanke stimmt traurig. Friede haben wir jetzt, aber wie viele, die im Kriege um einen besseren Frieden für uns gekämpft ruhen im Grabe. Und das ist nicht einer, nein, das sind Millionen. Wie schrecklich! Wofür haben sie denn nun so gestritten und gelitten? Fürs Vaterland, für Haus und Herd, Heimat, Frau und Kind? Gewiß, das war ihr Sinn, darum zogen sie mit so großer Begeisterung in den Kampf. Aber trotz ihrer Tapferkeit konnten sie das Schicksal nicht von uns abwenden, der Uebermacht mußten sie erliegen. Und doch wäre ihr Sterben nicht umsonst, wenn wir in Deutschland Zurückgebliebenen ihre Aufgabe erkännten, nun ein einig Volk von Brüdern zu werden, die in Liebe wieder aufbauen wollen, was der Haß zerstört, die wieder die Religion zur Grundlage für neue Staatenbildungen machen wollen, die für ihr Tun und Lassen wieder ein Gewissen bekommen und ein Verantwortungsgefühl vor jenem höheren Richter, dem wir Rechenschaft über alles ablegen müssen, auch über die Verwaltung irdischer Güter und über die Behandlung unserer Mitmenschen.

Man bringt jetzt auf Tafeln in den Vorhallen der Kirchen in Stadt und Land die Namen der Gefallenen an. Da ist kein Dörfchen, und wäre es noch so klein, das nicht eine solche Gedenktafel hätte. Die Mütter, Frauen und Kinder gehen daran vorüber und beklagen den Tod ihrer Söhne, Männer und Väter. Wenn auch die anderen Kirchenbesucher dieses Empfinden nicht haben, so sollten sie doch wenigstens auf der Tafel eine ernste und beachtenswerte Lehre geschrieben sehen. Was sagen uns denn die dort stehenden Namen? Uns hat der Völkerhaß, die Habsucht, die Ehrsucht getötet. Wir sind die Opfer der Leidenschaft, des Egoismus, des Stolzes, des Verlangens nach Weltherrschaft, kurz, des niederen, nur auf Erdengüter gerichteten Sinnes geworden. Wollt ihr nicht Vernunft annehmen und der Liebe, der Versöhnlichkeit, dem Mitleid, der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit, der Sittsamkeit, der Zucht Raum gönnen in eurem Herzen. Erkennt ihr denn nicht, daß der größte Feind des Menschen der Mensch selber ist, wenn ihm Gottes Gebote nicht mehr Richtschnur seines Lebens sind?

Es ist eine ganz verkehrte Auffassung, die Bergpredigt gehe nur den Einzelnen an, nein, sie enthält auch das Programm, wonach die Staaten regiert werden und die Völker leben müssen: die Armen im Geiste, die Friedfertigen, die Sanftmütigen, die Barmherzigen, die Herzensreinen, die Geduldigen, die Versöhnlichen, das sind die Menschen, die den Sauerteig des Völkerglückes bilden, aber nicht die Schreier, die Haßerfüllten, die Stolzen, die Vergnügungssüchtigen, die Geldmenschen, die Unbarmherzigen, die Egoisten, die Unsittlichen. Gäbe Gott, daß die Völker wieder zu dieser Einsicht kämen.

In der neuen Schulaera.

Der neue Schulinspektor tritt zum ersten Male in eine katholische Schule. Die Kinder, so gewohnt, begrüßen ihn mit dem Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus". „Kinder", erklärt darauf der Herr Schulinspektor, „mit den Worten „Gelobt sei Jesus Christus" müßt ihr nicht mehr grüßen, denn wenn ihr einen Juden, Heiden oder Dissidenten so grüßen wolltet, würdet ihr ihn beleidigen. Grüßt vielmehr mit „guten Morgen", „guten Tag", das paßt für alle. „Wie werdet ihr also, wenn ich das nächste Mal zu euch komme, mich grüßen?" „Guten Morgen" ruft die Klasse. „Warum" fährt der Pädagoge fort, „werdet ihr denn so grüßen? Erst Stille, dann sagt ein kleiner Knirps: „Weil Sie ein Jude sind". „Nein", sagt der Herr Schulinspektor verlegen, „ich bin kein Jude, ich meinte nur, wenn ihr einen tröstet". Durch den kleinen Knirps ermutigt und erkennend, daß dessen Antwort nicht zutreffe, ruft nun die ganze Klasse begeistert und laut: „weil Sie ein Heide sind". „Nein, daß bin ich auch nicht". — Die Kinder sind stumm, denn mit dem Worte „Dissident" wußten Sie nichts anzufangen, es auch nicht gut auszusprechen, bis ein kleines Mädchen sein feines Stimmchen erhebt und spricht: „Weil Sie ein Dirigent sind". „Herr Lehrer, nehmen wir Rechnen", sagte ernüchtert der neue Schulinspektor, denn weitere Fragen über das Grüßen seiner Person mochte er nicht stellen, weiß Gott, was die Kinder noch herausgebracht hätten.

Franziskanerschwester Caroline †.

Ich denk' an deinen stillen Grund,
O Friedhof, gar so gern,
Wenn Haß und Liebe wirr und bunt
Umzieht den Erdenstern.

Diese Worte kamen mir in den Sinn, als wir Freitag in der vergangenen Woche aus dem St. Marienhospital in Köln die Leiche einer jungen Franziskanerin zu Grabe trugen.

Selbst auf die Gefahr hin, daß einige Leser der Meinung sein könnten, das Sonntagsblättchen lobe die Ordensleute allzugern und allzuoft, wollen wir doch auch wieder diesem schlichten Nönnchen ein kleines Gedenkblatt auf die frische Gruft legen.

Wenn man heutzutage in den Zeitungen fast von nichts anderem liest, als von dem Haß der Völker und dem Hader der Parteien, dann fühlt man sich ja um so mehr erquickt, wenn man mitten in diesem Zank auch einmal von freudiger Liebe wieder etwas hört.

Die bescheidene Schwester würde uns ja allerdings noch in ihrem Sarge, könnte sie es, einen Finger machen, daß wir etwas der Oeffentlichkeit übergeben, was sie vor Jahren bei einem zufälligen Zusammentreffen aus einem dankbaren, von kindlicher Liebe zu ihrer Mutter erfüllten Herzen uns anvertraute. Aber es ist doch zu schön, als daß wir es nicht erzählen sollten, um so mehr, als das Lob nicht ihr, vielmehr ihrer guten Mutter gilt. Wir wollen sie darum auch selbst erzählen lassen: Meine Heimat ist Kirchen an der Sieg. Unserer sind acht, sechs Mädchen und zwei Jungen. Zu fünf Schwestern sind wir in verschiedenen religiösen Genossenschaften eingetreten, drei bei den Augustinerinnen, zwei bei den Franziskanerinnen, die sechste auf dem Wege dahin. Die älteste von uns fünfen, die uns allen ein Vorbild war, war lange in einem Waisenhause in der Nähe von M.-Gladbach tätig. Sie nahm sich dort der armen Knaben, mit besonderer Vorliebe der verwahrlosesten an. Durch ihre unausgesetzten Bemühungen und die Mithülfe guter Leute, die ihr nichts abschlugen, hat sie einer ganzen Zahl armer Waisenknaben vorwärts geholfen, sodaß viele von ihnen heute als brave und tüchtige Menschen in guten Lebensstellungen sich befinden, einem verhalf, daß er bald Priester, dem anderen, daß er demnächst Lehrer wird.

Ich sagte der Schwester, erstaunt und gerührt über solche Mitteilungen: „Dann haben Sie gewiß eine gute, fromme Mutter gehabt, denn fünf Töchter im Kloster und die sechste auf dem Wege dahin, da müsse man doch an den Spruch denken: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm"."

Und da erzählt sie mir denn in treuherziger Weise mit Tränen in den Augen, wie ihre Mutter als dreijähriges Kind schon ihre Eltern verloren, und dann, weil niemand sich ihrer angenommen, mit einem kleinen Schwesterlein an eine fremde kinderlose Familie vergeben worden sei. Dort habe sie schwere Zeiten durchgemacht, so daß sie oft froh gewesen, wenn sie mit dem Schwesterchen ein Stückchen trockenes Brot hätte teilen können. Dann habe die Mutter ihren Kindern oft erzählt, daß sie selber in jungen Jahren immer Klostergedanken gehabt, aber auf Drängen guter Bekannten, ohne eigentlich zu wissen, welch große Verantwortung sie auf sich nehme, sich zum Ehestande entschlossen habe, und auch wirklich an der Seite eines braven Mannes recht glücklich geworden sei, und wie sie nun, so erzählte die Schwester weiter, in ihrer häuslichen Tätigkeit den Kindern allen ein leuchtendes Beispiel der Geduld, der Arbeit, der Liebe und der Frömmigkeit geworden.

Neun Jahre schweren Leidens habe sie, fast vollständig gelähmt, vor ihrem Tode noch durchmachen müssen, und da sei es in dieser Zeit ihre größte Freude gewesen, ein Kind nach dem anderen im Ordensberuf dem lieben Gott schenken zu können. Und merkwürdig: alle fünf seien barmherzige Schwestern im Waisen-, Armen- und Krankendienste geworden.

Sie selbst habe sieben Jahre die Mutter gepflegt, noch zwei Jahre habe sie nach ihrem Eintritt ins Kloster gelebt, in welcher Zeit die jüngste und letzte Schwester mit hingebendster Liebe um die kranke Mutter besorgt gewesen.

Das sagte allerdings die bescheidene Schwester nicht, wie aufreibend für sie diese Pflege gewesen, aber wenn ich heute hörte, daß die jüngste Schwester, die schon die Aufnahme ins Kloster hatte, nicht lange nach dem Tode der Mutter gestorben, und wir sie selbst heute, kaum 38 Jahre alt, zu Grabe geleiteten, da mußte ich denken: sieh, Opfer um Opfer, die Mutter hat die Kinder, die Kinder haben sich für die Mutter geopfert.

Begreiflich, daß Schwester Caroline, unter solchen Verhältnissen aufgewachsen, eine ernste Natur war, aber auch ein Herz so voller Liebe besaß, daß sie in dem Kreise ihrer elfjährigen Ordenswirksamkeit unter jungen Mädchen durch ihr Beispiel, ihre Bescheidenheit, Frömmigkeit und Sanftmut unsäglich viel Gutes gewirkt. Die weibliche Jugend von Holzheim, der sie in der dortigen Jungfrauenkongregation fünf Jahre ihre hingebende Sorge widmete, wird mit allen Bewohnern dieser Gemeinde der lieben Verstorbenen ein gutes Andenken bewahren.

Auch darin sollte sie ihrer Mutter ähnlich werden, daß sie vor ihrem Tode außergewöhnlich viel leiden mußte, aber mit einer Gottergebenheit, welche die ganze klösterliche Genossenschaft tief erbaute.

Nun frage ich unsere Leser: Ist diese einfache Geschichte nicht wert, erzählt zu werden? Ein armes Waisenkind, dem in zarter Jugend die Eltern sterben, und das nun in eine Lage kommt, mit seiner kleinen Schwester die größten Entbehrungen durchmachen zu müssen, wird von Gott bestimmt, die

Mutter von sechs Töchtern zu werden, deren fünf barmherzige Schwestern geworden und deren letzte, vor der Pforte des Klosters stehend, von Gottes Hand ohne den Durchgang durch diese Pforte schon an die Pforte des Himmels geführt wird. Fünf barmherzige Schwestern Kinder einer Mutter, die auch in der Jugend ein armes Waisenkind gewesen, und deren Lebensberuf es nun geworden, dem Dienste armer Waisenkinder und Kranken sich zu widmen und denjenigen, die trostlos sind, zu helfen in ihrer Not.

Man hört und liest heute so oft von Vererbung und denkt dabei zumeist an eine Uebertragung körperlicher Fehler oder mit diesen zusammenhängenden geistigen Mängel von den Eltern auf die Kinder. Hier haben wir eine Vererbung der schönsten Tugend vor uns, der Liebe von der Mutter auf alle ihre sechs Töchter.

Welch schöne Krone mögen die Engel wohl dieser guten Frau im Himmel geflochten haben, die ihren Kindern eine solche Mitgift der Liebe und des Mitleids schon als natürliche Gaben mit ins Leben gab. Wie wird sie sich aber auch heute dort oben gefreut haben bei dem Wiedersehen, indem sie die Schwester Caroline, ihre liebe Tochter, zu immerwährender Vereinigung in den ewigen Freuden begrüßen konnte!

Viel Blumen blühen im Sonnenglanz — Da draußen auf den Auen,
Doch schöner ist im Totenkranz — Ein Schwesterlein zu schauen,
Das voller Gott- und Menschenlieb' — Durchs Leben wollte gehen,
Das kurz nur auf der Erde blieb, — Um nun Gott selbst zu sehen,
Und dort mit ihrem Mütterlein, — Die sie zur Lieb' geboren,
Auf immerdar vereint zu sein, — Zur Himmelsfreud erkoren.

Wie der Referendar Fitzlibum sich auf die ersten Besuche vorbereitete.

War da der junge Referendar Fitzlibum nach bestandenem Examen in eine kleine Kreisstadt gekommen, um dort bei einem Friedensrichter eine Hülfsstelle zu bekleiden und sich weiter auszubilden für seinen Beruf. Fitzlibum war ein tüchtiger Mensch, hatte einen klaren Verstand und mit demselben fleißig studiert. Aber er war auch Student geblieben von Kopf bis zu Fuß. Salamander reiben und kommandieren, einem einen Halben kommen, Bierzeitungen machen, Blechpauken halten, das alles hatte er schon in seiner Gymnasialzeit versucht und auf der Universität war ihm keiner darin über gewesen. Sonst aber hatte er sich wenig um seinere gesellschaftliche Formen und Gepflogenheiten gekümmert. Seine Bücher und die Pfeife und des Abends die Kneipe waren ihm Gesellschaft genug gewesen. Um so mehr war er in dieser Beziehung etwas zurückgeblieben, als ihm Familienabende und Tanzkränzchen Dinge waren, die, hätte er ein neues Recht zu schaffen gehabt, er sicher unter Strafe gestellt haben würde. Nun aber in seiner neuen Stellung wurde die Sache ernst, er mußte doch den Honoratioren des Ortes, dem Bürgermeister, dem Doktor und dem Apotheker eine Visite machen und dabei, so vernahm er, hätten diese Väter die Gewohnheit, den jungen Herren Referendaren auch ihre Frauen und ihre heranwachsenden Töchter vorzustellen. Früher hatte er nur Besuche bei seinen Fächsen oder Verbindungsstudenten gemacht, Zigarren und Bier verlangt, die Beine aufs Sofa ausgestreckt, den Hund daneben, und ohne Gene sich ganz studentenmäßig betragen. — Daß er aber mit diesen gesellschaftlichen Gewohnheiten sich sogar hier in dem Kreisstädtchen gründlich blamieren und seinen guten Ruf für immer aufs Spiel setzen würde, war ihm klar. Was zu tun? Er reiste zuerst zur Großstadt und kaufte sich ganz still ein Buch vom guten Ton. Als er nun Abends, wie gewöhnlich, auf dem Sofa liegend und die lange Pfeife rauchend, in dem Buch das Kapitel vom „Antritts-Besuch" durchlas, wurde es ihm von all' den zu beachtenden Regeln ganz wirr im Kopf. — Es war sicher, er würde sie nicht alle behalten. Da kam ihm auf einmal ein glücklicher Einfall. Wie wär es, überlegte er, wenn du die ganze Geschichte in Knittelverse faßtest und auswendig lerntest. Der Gedanke schien ihm besondere Freude zu machen. Schmunzelnd schritt er einige Male im Zimmer auf und ab, brannte sich eine frische Pfeife an, nahm die Feder und schrieb folgende Regeln nieder:

Willst du Besuch bei feinen Leuten machen,
Dann denke ja vor allen anderen Sachen
Zunächst schön an dein eigenes Ich
Und achte, wie du kleidest dich.
Lag' feine weiße Wäsche an, schneeweiß, ganz ohne Tadel
Und unter einer diamantnen Vorsteckadel
Schmück' dich mit einer hellen Halskravatte.
Du schwärmst für Frack?
Doch den ohn' Ueberrock dir nicht gestatte,
Damit man nicht, oh weh, den neuen Referendar
Im Städtchen für 'nen Kellner halte gar.
Die Stiefel blank, hell Handschuh nicht vergessen,
Ein heller Hut jedoch, das wär' vermessen,
Nur der Zylinder hoch und unbestaubt.
Er ziere stolz und fest dein Haupt.
Bist du nun so parat zur Staatsvisite,
Dann nimm die Uhr und sieh, ich bitte,
Ob schon die elfte Morgenstunde hat geschlagen,
Denn das laß dir in aller Liebe sagen:
Von elf bis eins allein Besuch ist schicklich,
Kämst früher du, du machtest dich unglücklich.
Du trifftst den Hauswirt noch im Schlafrock an,
Und erst die Damen, ei, es wär um dich getan.
Wenn man alsdann halb zwölf nun an der Türe steht,
Dann läut man an der Schelle vorsichtig und diskret,
Damit, wenn einer etwa wär im Haus nervös,
Der Lärm ihn nicht gleich mörderisch mach und bös.
Erscheint ein Diener oder Mädchen nun auf das Signal,
Dann nimm, kommst du zum erstenmal,
Die Karte zierlich gleich in deine rechte Hand,
Und macht man auf dein Fragen dir bekannt
Die Herrschaft sei heut' leider nicht zu sprechen,
Dann mußt die linke Ecke du nach vorne brechen
Und dann die Karte so dem Mädchen übergeben.
Kannst mit zurückgelassenem Gruß dann heimwärts streben.

Doch auch im Fall, wenn man Bescheid dir gab
Der Herr sei da, gib deine Karte ab,
Damit dein Name, der darauf zierlich prangt
Auch unverstümmelt zu dem hohen Herrn gelangt.
Hier noch ein Wort, wie Karten müssen sein:
Nicht gar zu groß, doch auch nicht allzu klein.
Der Name' sei klar gedruckt, wie's sich gebührt,
Doch elegantes ist's wenn er lithographiert.
Schirm, Stock und Ueberrock häng' an die Wand,
Doch laß noch schön den Hut in deiner Hand.
Nur mußt die Oeffnung du ja nicht nach oben halten,
Denn gerade bei dem Hut muß hohe Weisheit walten.
Laß ihn nicht los, bis man dir anders sagt.
Doch wehe dem, der dann es meuchlings wagt
Ihn auf den Tisch, auf's Sofa hinzusetzen!
Wie kannst den Anstand du so frech verletzen?
Dort auf die Erde stell den Wicht, ja untern Stuhl,
Veracht ihn tief, als hört' er in den Pfuhl.
Zuerst jedoch, sieh hier, da steht's im Buch
(Der Ref'rendar tat aus der Pfeife einen mächtigen Zug)
Mußt vor dem Wirte du dich kadellos verbeugen,
Denn dies will nur von rechter Bildung zeugen.
Lädt man dich ein, nun Platz zu nehmen,
So mögest du doch ja nicht wähnen,
Für einen Ref'rendar sei's Sofa da.
Nur Damen ich auf diesem weichen Sitze sah.
Drum greif' den nächsten Stuhl mit sicherer Hand
Und setz dich drauf, langsam und ganz galant.
Nimm dich in acht, denn bist du korpulent,
Nimmt leicht ein starker Fall ein böses End.
Die Stühle, merk dir, sie sind oft gar leicht gebaut,
Drum heißt es aufgepaßt und zugeschaut!
Und wenn sie krachen schon beim niederlassen,
Dann mag man ja das Schauseln bleiben lassen,
Sonst ach, doch wer mag diese Schmach besingen,
Sie würd' von selber durch's ganze Städtchen klingen,
Kommt nun die Damenwelt herein, erheb dich zart,
Ein echter Gentlemann versteht das ganz apart.
Stellt man dich vor, so mach kein dumm Gesicht,
Vor allem aber lach und grinse nicht!
„Freut mich sehr", „sehr angenehm" und „große Ehre",
Solch' Worten deiner klugen Zunge wehre,
Die Redensarten stammen aus der alten Welt.
Einfach sein Verbeugen zeigt den Tagesheld.
Kommt dann das Plaudern langsam jetzt in Fluß,
Dann acht vor allem noch einmal auf deinen Fuß.
Stell' sich den einen nahe bei den anderen,
Vor allem laß das rechte Bein nicht über's linke wandern!
Sprich nicht zu viel, der Weise weiß zu schweigen
Und darin gerade seine Ueberlegenheit zu zeigen.
Bleib nicht zu lang, ein Viertelstündchen nur
Gestattet zum Besuch dir heut' die Anstandsuhr.
Und nun paß auf, wenn's geht ans Retirieren,
Forkommen mit Geschick, das wird dich zieren.
Zuerst verbeug dich vor den holden Damen.
Dann vor den Gästen, die noch etwa kamen.
Greif nach dem Hut und zieh mit flugem Blick
Dich nach der Türe fein und still zurück.
Hier reich dem Hausherrn freundlich deine Hand,
Und dann — noch immer das Gesicht zum Saal gewandt,
Verbeug noch einmal dich tief an der Türe Schwelle
Und tritt hinaus dann in die Tageshelle.
Herr Referendar nicht fallen! hört besorgt ich rufen,
Ei ja, gib acht, im Gange sind vier hohe Stufen,
Zylinder auf, das Werk ist nun vollbracht,
Der Referendar hat's wirklich fein gemacht.
Nachdem vorher noch einmal er den Hausherrn hat gegrüßt
Da kehrt er fröhlich heim; und balde fließt
Aus schönem Mund dein Lob durch unfres Städtchens Straßen:
Der neue Ref'rendar, man müßt's ihm lassen
Will ganz zu uns und unsrer Bildung passen.
Er ist ein Mann, so fein, die ihn kriegt mit,
Die macht von unsern Töchtern hier den feinsten Schnitt.

Der Referendar setzte die Feder ab. Die Pfeife war unter dem Strömen der poetischen Gedanken ausgegangen. Ein langer Fidibus wurde genommen, neues Feuer entzündet. Dann drückte sich unser Dichter im Bewußtsein seiner Leistung in die Sofaecke, zog zum letzten Male die Füße herauf und las einmal und zweimal sein Manuskript — Und das nicht ohne Nutzen —. Denn wie er uns erzählte, hat er gleich am folgenden Tage beim ersten Besuch im Hause des Bürgermeisters durch seine feinen Formen alle für sich eingenommen und da er in seiner liebenswürdigen Weise auch anderen gerne helfen wollte, überließ er uns seine wertvolle Dichtung, damit wir sie zu Nutz und Frommen solcher, die sich in ähnlicher Lage befinden, veröffentlichen könnten.

Nachschrift. Eben lese ich in der Zeitung: Die Verlobung unserer Tochter Bertha mit Herrn Referendar Hans Fitzlibum zeigen ergebenst an
N. N., den 1. Mai 1919.
Bürgermeister Eduard Glücklichmann und Frau.

7)

Der Kulshof und seine Schicksale.

Am andern Morgen, während des Hauptgottesdienstes, dem von der Herrschaft nur Malthes mit Lieschen beiwohnten, kamen mehrere Chaisen und Wagen voll Gäste aus dem Städtchen an, die alte Sippe, die wie immer noch einen Schweif von andern Schmarotzern nachschleppte. Bei jeder neuen Zufuhr gab's schallendes Halloh im Hofe, tiefe Bücklinge, gesalzene Späße, man freute sich ungemein, sich so zahlreich versammelt zu